Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 17. September 1835.

112

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey A. Strauß's sel. Witwe in der Dyrotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Lisinka.

(Schluß.)

Es war ein trüber Herbstabend, als François auf jenem weit entlegenen Gute ankam, wohin er einst den durch ihn und Emil dem Verderben entrissenen André Renaud nebst seiner Gattinn gesendet hatte. Er durfte sich seit jener Zeit zwar stets seines gelungenen Werkes erfreuen, konnte die Familie aber der großen Entfernung wegen nur selten besuchen. Was ihn jetzt hieher führte, waren die letzten Worte seines sterbenden Freundes. Nur André konnte, wie er vermuthen mußte, den dunkeln Schleyer heben, der das Schicksal des Unglücklichen verhüllte, nur er vermochte es vielleicht die schwere Schuld, die François's Herz belastete, zu heben, oder sie als unsühnbar, als die Ursache von Emils Tode zu bezeichnen.

André empfing seinen Wohlthäter mit dankbarem Entzücken. Das schmerzliche Ereigniß wurde bald zur Sprache gebracht, Renaud hatte jedoch kaum die letzten, obwohl unzusammenhängenden Worte des Sterbenden aus François's Munde vernommen, als er sogleich ein ziemlich starkes Packet Schriften herbeybrachte, welche Emils Geschichte, von ihm selbst aufgesetzt, bis zu seiner Ankunft in Paris enthielten; was seit jenem Zeitpunct mit ihm vorgegangen, ergänzte André, in so weit er selbst genauer davon unterrichtet war.

Renaud und seine Gattinn saßen eines Abends in traulicher Eintracht bey ihrem kleinen Mahle, als ihnen ein Fremder gemeldet ward, der, wie der Diener sagte, auf eine wilde, fast stürmische Weise Einlaß in das Schloß begehrte. Verwundert über diesen ihm unbegreiflichen Besuch, und seinen Leuten die größte Vorsicht anbefehlend, gebot André den Unbekannten zu ihm zu führen; wie sehr vermehrte sich aber seine Überraschung, als Jeannette mit weiblichem Scharfblick, trotz der seltsamen Verstörung, trotz den entstellten, ja beynahe verzerrten Zügen, ihren ehemaligen Beschützer Emil Dorville in ihm erkannte.

Ohne begreifen zu können, was ihn hieher geführt haben mochte, muß-

ten Beyde zu ihrer größten Bestürzung bald den schrecklichen Zustand entdecken, in welchem der Unglückliche sich befand; lichte Momente, in denen die tiefste Verzweiflung sichtbar ward, wechselten mit Anfällen von Wahnsinn, während welcher er nur die beyden Worte: „Hurrah Lisinka!“ mit gellender Stimme ausstieß. Renaud und Jeannette thaten alles, was sie vermochten, den Bedauernswürdigen zu pflegen, allein die lichten Zwischenräume wurden immer seltener, seine Geisteszerrüttung immer heftiger. In einem der ersteren übergab er Renaud einst jenes Packet, ließ ihn aber einen feyerlichen Eid schwören, dasselbe nicht eher als nach seinem Tode in François's Hände zu legen und überhaupt sein Daseyn, so wie seinen Aufenthalt vor Jedermann geheim zu halten. Renaud that wie jener begehrte. Was er aus den unzusammenhängenden, oft unterbrochenen Mittheilungen des Unglücklichen nach und nach errieth, war ungefähr Folgendes:

Nach seiner Ankunft in Paris hatte Emil absichtlich jene entlegene Vorstadt gewählt, um keinem seiner früheren Bekannten zu begegnen. Zu allererst wollte er seinen Freund François aufsuchen, sich bey diesem nach Rosalien erkundigen und die Entscheidung seines Schicksals von ihm erfahren. Zufälligerweise befand sich in Emils Gasthof ein Mann, der von Delcourt's nahe gelegenem Landgute kommend, seinen Cameraden von dessen liebenswürdiger Gattinn erzählte. Emil horchte hoch auf, heiße Sehnsucht, den theuern Freund nach so langer Trennung wiederzusehen, und eben so heftiger Drang sein Loos entschieden zu wissen, ließen ihn den folgenden Tag nicht erwarten, er mußte noch heute, noch in dieser Stunde fort. Abschied nehmend trat er deßhalb vor Lisinka, der er sein Vorhaben mittheilte, indem er ihr zugleich die schleunigste Rückkehr gelobte. Wäre er weniger befangen, weniger mit dem, was er erfahren sollte, beschäftigt gewesen, so würde ihm die seltsame Veränderung, welche mit Lisinka vorgegangen war, gewiß nicht unbemerkt geblieben seyn, er würde die leidenschaftliche Spannung ihres ganzen Wesens, die stürmische Heftigkeit, mit welcher sie ihn umarmte, beachtet haben; so aber hielt er dieß alles nur für die gewaltsame Aufregung eines in banger Erwartung verzagenden Gemüthes und beeilte sich um so mehr, diesen Zustand, der ihn selbst schon während der ganzen Reise gequält hatte, zu enden.

Emil kannte das Landhaus seines Freundes genau, er wählte daher seinen Weg durch den Garten. Leise vorwärts schreitend machte das Geflüster mehrerer Stimmen in einer nahen Laube ihn aufmerksam, er trat hinzu und sah Rosalien in François's Armen! Noch würde er, seinen Augen mißtrauend, diesen Anblick vielleicht für einen Traum gehalten haben, allein nun hörte er auch die Betheurungen ihrer Liebe, ihres Glückes! Ein Himmel voll Seligkeit senkte sich in seine Brust, auch er durfte nun glücklich seyn, durfte Lisinka besitzen. Außer sich über diese kaum gehoffte Wonne, rief er unwillkürlich die, früher oft im Scherz gesprochenen Worte: „Hurrah Lisinka!“ aber kaum erinnerte ihn der theure Name, daß die Geliebte, während er hier verweile, sich in zweyfacher Angst verzehre, als er alles Andere vergessend nach der Stadt zurückeilte, um ihr die frohe Nachricht zu bringen und morgen schon an ihrer Seite den Freund zu überraschen.

Erst gegen Tagesanbruch kam er in seiner Wohnung an. Alles war stille, nichts regte sich um ihn her, denn die Bewohner lagen noch in tiefem Schlafe.

Er trat ein, das falbe Dämmerlicht erhellte nur sparsam die dunkeln Wände des kleinen Gemaches, suchend irrte sein Auge umher ohne die Geliebte zu finden, die er seiner wartend glaubte; jetzt öffnete er eine Seitenthüre, trat leise näher und — gütiger Himmel, welch ein Anblick wartete seiner! Bleich, mit entstellten Zügen lag Lisinka ausgestreckt auf ihrem Bette, sie schien erst kürzlich den schrecklichen Todeskampf ausgekämpft zu haben, denn noch verriethen die gebrochenen Augen, der krampfhaft geschlossene Mund, das aufgelöst herabhängende Haar, die Qualen ihrer letzten Stunden.

Verzweiflungsvoll warf Emil sich über die theure Leiche; sein Schmerz hatte weder Worte noch Thränen, er überlegte nicht, was hier vorgegangen seyn könnte, dachte nicht daran nach Hülfe zu rufen; starr und stumm, wie die gebrochene Lilie vor ihm, lag er eine Zeitlang bewußtlos auf seinen Knien: da weckte ihn der erste Strahl des Morgenlichtes aus seiner dumpfen Betäubung auf.

Aber die Sinne des Unglücklichen waren von diesem Augenblick an zerrüttet. Er hielt sich selbst für Lisinka's Mörder und floh in diesem Wahne, wie von Furien gejagt, aus seiner Wohnung. Unaufhaltsam mit fast übermenschlicher Kraft eilte er weiter und weiter, nur in lichten Momenten, wenn der Hunger ihn trieb, nahte er irgend einer einsam gelegenen Hütte, um sich Nahrung zu verschaffen; sobald dieß Bedürfniß aber einigermaßen befriedigt war, verbarg er sich vor Aller Augen, weil er in jedem ihm Begegnenden einen Feind, einen Ankläger befürchten zu müssen glaubte. Auf diese Weise kam er, ob aus Vorsatz oder Zufall, auf dem Gute an, woselbst Renaud mit seiner Gattinn lebte. Daß er Einlaß in das Schloß begehrte, daß er Renaud seine Papiere vertraute, ließ auf das Erstere schließen, obwohl er sich niemals darüber erklärt hatte.

Mehrere Wochen gingen vorüber, während welcher Emils Zustand sich im höchsten Grade verschlimmerte. Die Anfälle des Wahnsinns wurden immer häufiger, immer seltener erschienen die wenigen lichten Momente, die ihm noch geblieben waren, seine Unruhe, seine Menschenscheu stiegen mit jedem Tage; bald floh er auch Renaud und Jeannetten mit eben der Ängstlichkeit, die er in der Nähe anderer Menschen zeigte, und trotz aller Sorgfalt, trotz der unaufhörlichen Wachsamkeit beyder Gatten, war er eines Morgens verschwunden.

Renaud, von Mitleid und Dankbarkeit getrieben, folgte dem Unglücklichen, um ihn zurückzubringen, allein da er den Anblick der Menschen vermied und deßhalb die einsamsten Wege wählte, war es schwer, ja beynahe unmöglich seine Spur zu finden. Renaud mußte sich auf seinem Wege mit den zweifelhaftesten Nachrichten, den widersprechendsten Aussagen begnügen, glaubte oft ihn gefunden zu haben und sah sich eben so oft in seinen Erwartungen getäuscht. Schon lag Frankreichs Grenze hinter ihm, schon hatte er einen großen Theil von Deutschland durcheilt, da gelangte er eines Abends in ein Dorf unweit B....., hörte im Gasthofe desselben zufällig von einem armen Wahnsinnigen sprechen, der seit einiger Zeit bey dem Hirten, der ihn gefunden und aufgenommen hatte, verweile, jedoch so schwach und krank sey, daß er wohl bald von seinem Elend erlöst werden möge. Er ward aufmerksam, ließ sich den Beklagenswürdigen zeigen, und fand in ihm den längst gesuchten unglücklichen Emil.

Die Schwäche des Willenlosen machte es möglich, ihn zu leiten. Renaud sah ein, daß er ihn nicht in sein Vaterland zurückbringen konnte, es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als ihn nach B..... in die bereits allgemein berühmte Anstalt für Geisteskranke zu führen. Es geschah; seinem Eide getreu, nannte er Emils Namen nicht, gab vor, ihn durch Zufall gefunden zu haben und kehrte, nachdem er ihn in sicherer Obhut wußte, trauernd über den jammervollen Zustand seines ehemaligen Wohlthäters nach Frankreich zurück. Von Zeit zu Zeit verschaffte er sich Nachricht von dem Unglücklichen. Was ihm am merkwürdigsten blieb, war der Umstand, daß Emil in seinem Wahnsinn stets nur der Worte mächtig schien, die er einst im höchsten Aufschwung der seligsten Freude ausstieß. Der Tod endete seine Leiden und gab ihm, was das Leben ihm so streng versagt hatte, den stillen Frieden in der dunkeln kühlen Gruft.

Das Räthsel war nun gelöst. Tief erschüttert, aber doch mit dem Trost erfüllt, daß seine Verbindung mit Rosalien kein Verrath an der Freundschaft gewesen sey, schied François von Renaud und Jeannetten. Das Andenken des Hingeschiedenen blieb ihm und seiner Gattinn ewig heilig. In einem der schönsten Theile des herrlichen Gartens, von Trauerweiden beschattet, erhob sich bald ein einfaches Grabmal, welches die Namen Emil und Lisinka trug; jeder Fremde aber, der nach der Bedeutung jener Namen forschte, vernahm nicht ohne Rührung die Geschichte der beyden Unglücklichen, die nun längst schon ruhig schlummerten, schenkte ihnen eine Thräne des Mitleids und bewahrte ihr Gedächtniß auch noch in späterer Zeit tief in der theilnehmenden Brust.

Louise Beck.

Aus meiner Reisemappe.

Höhe von Pola, Jänner 1830.

Wie der Schaum der See,
Wie der Gletscherschnee,
Glänzend weiß, glänzend hell,
Todesnah, todesschnell —
So erschienst du mir,
Lagst im Arme mir.

Warst so blaß und schön
Wie das Mondenlicht;
Scios blut'ge Höh'n
Waren schöner nicht;
Warst so mild und rein,
Fingst mit Perlenschein
Aug' und Wangen ein
Und, ach, warest mein!

Was du nahmst und gabst,
War's nicht alles, sag?
Hatt' die Brust dir Raum
Noch für andern Traum?
War der Tag dir Tag,
Der nach mir nicht hieß?
Konntest lassen mich
Eh' die Seel' dich ließ?

Hast mich nie gekannt,
War ein Zaubertand!
Diesem unterthan
Traf sich uns're Bahn.

Fremd durch Raum und Zeit,
Ringsum Ewigkeit,
Treibt nach Süd und Nord
Unser Leben fort. —

Adriatisches Meer, Jänner 1830.

Wohin die Wellen mich tragen,
Sie bringen mich nicht zu dir!
Sie kommen in deine Nähe,
Sie bringen mich nicht zu dir!

Ich werde dein Auge sehen,
Viel dunkleren Brand in der Brust;
An dir vorübergehen,
Des Lebens nicht bewußt,

Doch wissend, was ich verloren,
Und was ich nie wieder erlang', —
Und weinen, daß mich die Erde,
Die See mich nicht verschlang.

Hätt' ich nur mich verloren,
Und blühtest in Frieden und Lust,
Es käm' zu Zeiten ein Segen
Heim in die wunde Brust.

So bin ich doppelt gebrochen,
Und hundertfach ist mein Schmerz,
Und wie dem Mann an dem Felsen
Wächst und verzehrt sich mein Herz.

Prokesch.

Mont Saint-Michel.

Der Inselgruppe Chausey gegenüber erstreckt sich längs den Küsten der Normandie, von Granville ungefähr beginnend, bis Cancale eine doppelte Bay, die innere Abtheilung vom festen Lande, die äußere von einem flachen, sandigen, im steten Wechsel der Ebbe und Flut bald hoch vom Wasser bedeckten, bald kaum überronnenen Dünenstriche umschlossen. Diese Fläche, bey neun Lieues lang, wird von einigen Bächen durchschnitten, und beherbergt auch im trockneren Zeitpunct nur gemeine Schalthiere und wenig Strandgeflügel.

Wer würde auf solchem Boden, in jenem trügerischen öden Sandspiegel, einen der interessantesten Puncte Frankreichs für den Freund malerischer Schönheiten suchen? — Und dort liegt, kaum eine halbe Lieue vom normandischen Ufer entfernt, die uralte, merkwürdige Abtey und das Städtchen Mont Saint-Michel, ein Felskoloß, hingeworfen mitten in die weite, wüste, wagrechte Fläche. Staunend sieht der Reisende, er mag vom festen Lande her kommen, oder sich zur See den Dünen nähern, bevor er die bestimmten Formen zu erkennen vermag, den riesigen spitzen Block aus der Ebene hervorragen, der im Ganzen bey 9000 Metres im Umfang und 126 Metres Höhe hat. — Näher kommend gewahrt er, daß der unförmliche Kegel eine rauhe, mit Spitzen besetzte Pyramide dem Himmel zuwendet, und erkennt dann endlich diese Spitzen für Menschenwerk, für die zierlichen Formen mittelalterlicher Baukunst, sieht des Felsens Fuß von einem befestigten Städtchen umgeben, seinen Gipfel aber mit einem prachtvollen Bau bedeckt.

Nicht in einem Wasserspiegel oder in einem Sandmeere lag einst der Felsen St. Michel, sondern inmitten eines Urwaldes. Ob allmälig oder durch plötzliche Gewalt der Fluten diese über die Gipfel der Bäume sich ergossen und den Felsen umgaben, scheint noch nicht ausgemacht, jedenfalls geschah dieß erst nach der Gründung von Gebäuden auf demselben. — Den ältesten Nachrichten zufolge feyerten einst Druidenpriesterinnen ihre Mysterien hier; sie verdrängte nach den Einfällen der Römer Jupiters Dienst, ihm war

der Tempel geweiht, der hier an der Stelle der aus rohen Steinblöcken aufgethürmten Druidenaltäre sich erhob. Im fünften Jahrhunderte lag auch dieser in Trümmern, unter denen christliche Einsiedler ihre einfachen Zellen errichteten. Im Jahre 709 führte Saint Aubert, Bischof von Avranches, von dem Erzengel Michael selbst durch ein Wunder aufgefordert, den Bau des ersten Klosters und einer Kirche. Schon in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts verjagte Herzog Richard I. von der Normandie die Mönche, und baute ein neues Kloster für die von ihm geliebten Jünger des heiligen Benedictus. Seither bietet die Geschichte des Klosters und des am Fuße des Berges entstandenen Städtchens ein ununterbrochenes Gemälde von Verwüstungen durch Brand, Gebäudeeinsturz und Feindeshand, im grellsten Gegensatz zu dem beschaulichen Leben der Mönche, zu ihrem wissenschaftlichen Wirken, zu der Baulust beynahe aller Äbte, zu dem Andrange zahlloser Pilger aus den fernsten christlichen Ländern.

Besonders der Blitz spielt eine furchtbare Rolle in der Geschichte der Unfälle des Klosters. Von dem isolirten Felsenkegel, den Spitzthürmen der Gebäude und den im Mittelalter sehr häufigen Metallbedachungen angezogen, schlug er ungemein oft in die oberen Theile. Bey der Härte des Felsens und seiner geringen Neigung stürzten auch oft einzelne Gebäude des Klosters durch Sturm oder Erdbeben zusammen.

In kriegerischer Beziehung galt St. Michel, obwohl es schwer zu verproviantiren war, und nur eine geringe Garnison faßte, daher wenig Wirkung gegen Außen versprach, als sehr wichtig. Da die umliegenden Dünen keinen Batteriebau und bequeme Annäherung durch Eingraben gestatteten, die Wassertiefe auch für große Schiffe nicht genügte, so war der Angriff auf Überfälle oder Leitersturm eingeschränkt. Beyde wurden oft, zum Theile mit unglaublicher List und eben so großer Kühnheit unternommen, gelangen aber nur selten.

Vornehme und wichtige Pilger sah das uralte, weitberühmte Kloster oft in seinen Mauern — so Childebert II. von Frankreich, Eduard den Bekenner, den Erzbischof Thomas von Canterbury, die Könige von Frankreich Philipp den Schönen, Carl VI. und VII., Ludwig XI., Franz I., Carl IX., Carl X. und Ludwig Philipp.

Bey seiner Festigkeit wurde das Kloster schon in früherer Zeit bisweilen als Gefängniß verwendet. Hier soll in einem Eisenkäfig der Cardinal de la Ballue geschmachtet haben, hier wurde unter König Franz I. Noel Beda, der Syndicus der Universität von Paris, verwahrt, — hier fand ebenfalls in einem Käfig der unglückliche Frankfurter Zeitungsschreiber Dubourg wegen Beleidigungen gegen Ludwig XIV. einen martervollen Tod. — Hieher wurden in dem unheilvollen Jahre 1792 dreyhundert eidweigernde Priester gebracht. Dieses Jahr brachte der Abtey ihre Auflösung und vielen hier aufbewahrten Alterthümern, besonders der merkwürdigen Bibliothek, Zerstörung und Verschleppung. — Napoleon verwandelte das Klostergebäude i. J. 1812 in ein öffentliches Gefängniß, diese Bestimmung hat es noch jetzt und man bedarf zu seiner Besichtigung die Erlaubniß des Ministers oder des Präfecten.

Diese Besichtigung lohnt die Mühe in jenem Grade, den der äußere Anblick verspricht. — Da der Raum für die Gebäude beschränkt war, so wurde beynahe jedes Fleckchen des Felsens, das von der senkrechten Linie abweicht, zu Bauraum verwendet. Die Seestürme aber, welche gegen diesen in der weiten Ebene vereinzelten Widerstandspunct doppelt wüthen, erforderten die größte Festigkeit, daher bilden ungeheure, sehenswerthe unterirdische Gewölbe die eigentlichen Grundfesten; aus dieser Ursache ziehen sich auch riesige Strebepfeiler in großer Anzahl an den glatten Felsenwänden hinauf. Weil der Bau aus den verschiedensten Zeiten (zum Theil noch unverändert aus dem 11. Jahrhundert) herrührt, weil in der Blüthezeit der Baukunst, nemlich im 13. und 14. Jahrhundert, am meisten daran gearbeitet wurde, so sieht man in dem schönen Dome, in den weiten Prunksälen, den zierlichen Kreuzgängen, Dormitorien u. s. w. den ganzen Reichthum jener kühnen, geschmückten Bauart unserer Vorvordern, und ungeachtet des eingetretenen, selbst zum Theile in der Maske der sogenannten Restauration wüthenden Vandalismus noch man-

ches vereinzelte Denkmal alter Bildnerey. — Weniger lohnend, wenn gleich nicht ohne alterthümliches Interesse, ist der Spaziergang (eigentlich nur ein Klettern zu nennen) durch die Gassen des ärmlichen Städtchens. — Die Natur hat außer den gigantesken Formen des Felsens wenig gethan für St. Michel. — Außer einigen Feigenbäumen — die meisten erfroren vor wenigen Jahren — sieht man noch manche Schling- und Fettpflanzen und Moose an den Steinwänden. Die Luft ist rauh und scharf, das Wasser, aus zwey salzigen Quellen im Kloster, dann aus den vom Regen gefüllten Cisternen gewonnen, ist schlecht, und muß oft vom festen Lande gebracht werden. Gourmands finden am Fuße der Felsen zur Flutzeit einige ausgezeichnete Fischgattungen.

Sehr merkwürdig sind die Dünen (Grèves), welche den Zugang zum Felsen nur mit Vorsicht gestatten. Unkenntniß der Flutzeit und einzelner gefährlicher Stellen, so wie des Laufes der Bäche, Mangel an Geistesgegenwart, Leichtsinn, besonders aber die oft plötzlich entstehenden dichten Nebel haben schon manchem Reisenden den Tod gebracht auf der kurzen Wanderung vom nächsten Ufer bis zum Stadtthore. Ja selbst eingeborne, mit dem Boden vertraute Fischer werden oft das Opfer des tückischen Sandspiegels, und es ist eine schauderhafte, leider unbestreitbare Erfahrung, daß jährlich bey dreyßig Menschen ihren Tod hier finden.

Die flüchtigen Andeutungen dieses Aufsatzes sind den Erzählungen eines Reisenden entnommen, der die Abtey im Jahre 1831 sah, und die sich im Vergleiche mit den Angaben eines im Jahre 1833 zu Paris erschienenen Werkes bewährt haben. Dieses ist Max. Raoul's histoire pittoresque du Mont S. Michel, ein höchst anziehendes Buch, welches vierzehn geistreich und kühn, wenn auch nicht sehr fleißig gezeichnete und radirte Ansichten, dann eine Karte der Dünen zieren. Auch Heath's picturesque Annual für 1834 (nach dem Gefühle des Verfassers dieser Blätter das schönste landschaftliche Taschenbuch) enthält eine Pilgerfahrt nach St. Michel und vier treffliche Ansichten desselben.

Nach dem Urtheile des erwähnten Reisenden gewährt kaum irgend ein anderer Punct der an Alterthümern so reichen Normandie und Bretagne dem Zeichner einen größern Reichthum architektonischer Details, Theil- und Hauptansichten. In naturhistorischer Beziehung sind die Dünen und ihre Entstehungsgeschichte und der Felsen selbst gleich denkwürdig. Die Geschichte des Platzes gewährt dem Forscher in allen Zweigen derselben die reichste Ausbeute. Das Kloster war, so wie manches andere der Benedictiner, ein Hort und Pallast der Wissenschaften und bildenden Künste. Ungeachtet Brand und Einsturz höherer Gebäude die Bibliothek oft verwüsteten, erstand sie in früherer Zeit immer wieder zu neuem Glanze. An Glasgemälden war der Dom und das Kloster sehr reich. Die militärische Geschichte des Ortes, besonders die Vertheidigung gegen die Engländer im fünfzehnten Jahrhundert, und die häufigen Angriffe zu den Zeiten der Ligue sind äußerst anziehend. Ein seltener Reichthum von religiösen und profanen Sagen *) erwärmt und begeistert die durch den Anblick des Felsenkolosses und seiner stolzen Gebäude geweckte Phantasie. Was für berühmte Namen sich an diese Mauern knüpfen, haben wir oben gedacht. Und wer endlich, nach der Sitte mancher Neueren, Gefallen findet am Schreckhaftgrausigen, dem bieten die furchtbaren Gefängnisse, Bußgewölbe und Grüfte mit dem Andenken an ihre Bewohner, die traurige Bevölkerung der Abtey in ihrer jetzigen Bestimmung, und die alljährlich wiederkehrenden Opfer der Dünen fürwahr genügenden Stoff. Kurz, wer immer Havre-de-Grace oder S. Malo besucht, scheue den Umweg nicht, St. Michel zu sehen, und wem dieß verwehrt ist, der nehme wenigstens Raoul's anziehendes Buch und Heath's Gemälde als schwachen, doch werthvollen Ersatz für die Wirklichkeit.

S.

*) Bey Raoul findet man sehr viele derselben.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, den 9. August 1835.

(Schluß.)

Im Gymnase musical haben wir einen norwegischen Violinisten M. O. B. Bull gehört, der jetzt auch in Brüssel Beyfall erhält, ferner die bayerische Familie Graßl, die Harmoniestücke ausführt und viel applaudirt worden ist. Die gute, musicalische Bauernfamilie hat auch bey Hofe gespielt, würde jedoch mehr Einnahme gehabt haben, wenn nicht die letzten Ereignisse die Aufmerksamkeit von ihnen abgeleitet hätten. Die steyerischen Sänger sind noch immer hier, singen Abends bey den Zauberfesten im Tivoli und vergessen die heimatlichen Berge und die reizenden Matten!

Man erzählt sich hier folgende Anekdote über Lablache. Kürzlich spaziert der große, reiche Sänger auf den Straßen Londons einher, als er einen armen Teufel von Musikanten erblickt, der sich vergeblich abmüht, um die Zuschauer herbey- und einige kleine Münze in seine Tasche hineinzulocken. Dem armen Manne liefen mit den Schweißtropfen auch einige Thränen die Wangen hinein, und unser basso-cantante, der ein überaus gutes, gefühlvolles Herz unter seiner dicken Haut trägt, kann den Jammer nicht länger mitansehen. Er nimmt also die Violine aus des Musikanten Faust und beginnt sich zu begleiten und auf der Straße Londons seinen kräftigen Baß ertönen zu lassen, der von allen Seiten Zuhörer herbeylockt und dem armen Musikus ein rundes Sümmchen verschaffte. — Übrigens ist nicht bloß Lablache eine menschenfreundliche Seele, Rubini ist ebenfalls die Wohlthätigkeit selbst und keineswegs von seinen Verdiensten lächerlich aufgebläht.

Als literarische Neuigkeit, die auch in der Wiener gelehrten Welt Interesse erregen wird, zeige ich Ihnen das bey Arthur Roland in 1 Bd. in 8. erschienene Werk: Voyage du Luxor en Egypte, entrepris par ordre du Roi pour transporter de Thèbes à Paris l'un des obélisques de Sesostris par M. de Verniac Saint-Maur, commandant de l'expédition, welches in künstlerischer, historischer und selbst seemännischer Beziehung viel Werth hat. Eine deutsche Übersetzung würde daher unstreitig für jenseits des Rheins zu wünschen seyn, da der Verfasser, Oberofficier der französischen Marine, mit der größten Klarheit und Einfachheit und selbst für Laien verständlich geschrieben hat.

Was die schönen Künste anbetrifft, so naht sich der Bau des Triumphbogens an den Elisäischen Feldern seiner Vollendung; der Pallast auf dem Quay d'Orsay ist äußerlich beendet. Aus der Entfernung gesehen, ist dieser Bau architektonisch unschön, casernenartig von vielen kleinen Fenstern durchbrochen und ohne Reinheit in der Form; in der Nähe betrachtet gefällt die elegante, reiche Mitteletage, und der Reichthum der äußerst gelungenen Verzierungen macht einen ziemlich imposanten Anblick! —

Aus der letzten Kunstausstellung sind nur wenig Käufe für das große Museum gemacht worden, auch Privatleute haben dieses Jahr nicht eben viel an sich gebracht. Die Gemälde des verstorbenen Baron Gros sind jetzt auch im Louvre aufgestellt worden, so daß im Luxemburgischen Museum einige neue Stücke angebracht werden können. Der Kupferstich des berühmten letzten Martini'schen Stückes: le déluge, ist noch immer nicht aus London angelangt, man ist darauf um so begieriger, da alle Werke dieses genialen englischen Malers, in Kupfer gestochen, ungemein populär geworden sind. Über die Höllenmaschine des 28. July ist jetzt schon eine kleine, garstige Straßenlithographie erschienen, die aber eher einer Karrikatur ähnelt. Horaz Vernet, der den Auftrag erhalten hat, diese Katastrophe zu malen, hat bereits eine Skizze entworfen, und denkt gegen Ende dieses Jahres oder Anfangs des nächsten mit dem Gemälde fertig zu seyn. Es soll, wie man sagt, dasselbe Format haben, wie Heinrich IV. Einzug in Paris von Baron Gerard.

Modebild XXXVIII.

Ein Kleid von rosa-façonnirtem Atlas mit einer Blond-Mantille, und einem gleichen Chemisette, nach einem Originale von Hrn. Petko, bürgl. Damenkleidermacher, Spenglergasse Nr. 426.

Ein Crepp-Baret mit Fächer, nach einem Originale von M. Langer, Annagasse Nr. 986 im ersten Stock.

Herausgegeben von Johann Schickh's sel. Witwe.

Verantwortlicher Redacteur: Friedrich Witthauer.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe.